Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 59 (1965)
Heft: 10

Artikel: Die Frömmigkeit der Armut
Autor: Stringfellow, William
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-141034

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Frömmigkeit der Armut

Harlem ist zwar ganz anders als die übrige City von Neuyork, und es ist ganz anders als das Bild der amerikanischen Gesellschaft, aber es ist trotzdem nicht etwa einzigartig. Harlem ist nur ein Abbild der drangvollen Enge und der Not, in der die meisten Menschen in weitesten Teilen unserer Erde zu fast allen Zeiten gelebt haben und auch heute noch leben. Die Not in Harlem steht für die Not aller Ausgestoßenen, Flüchtlinge, Heimatlosen, Hungrigen und Verstoßenen und Vergessenen der Erde. Harlem ist in der amerikanischen Gesellschaft Mahnung und Zeuge für alle Armen der Welt.

Diejenigen, die nicht in Armut leben, sollen sich der Armen erinnern, nicht einfach nur, weil es so viele Arme gibt, nicht einfach nur, weil tatsächlich die meisten Menschen arm sind, und nicht lediglich, weil die Armen meistens vergessen werden. Diejenigen, die nicht arm sind, müssen sich ganz unmittelbar um ihrer selbst willen der Armen erinnern und nicht etwa um der Armen willen. Sie müssen der Armen gedenken, weil merkwürdigerweise die Armen auch für sie stellvertretend da sind.

Es dürfte einleuchten, daß die Armen genau für jene stellvertretend da sind, deren unmittelbare Opfer sie sind: der Hauswirt in den Slums, der Arbeitgeber, der unter Tarif bezahlt, der unverschämte städtische Beamte, der betrügerische Kaufmann, der Wucherer, der bestechliche Hausinspektor, der korrupte Polizist, der sich väterlich gebärdende Politiker und die ganze Ansammlung von Parasiten, deren Macht, Gewinn, Prestige oder Lebensunterhalt von der Fortdauer der Armut abhängt. Die Plage der Armen ist ein Fürsprecher für die Reichen, hier wird das mitgelitten, was die Reichen nicht erdulden müssen. Die Reichen würden leiden, wenn die Armen nicht eine gewisse Immunität für sie erkauften.

Weniger direkt, aber in gleicher Weise gilt das auch für diejenigen, deren Reichtum nicht ausgesprochen schuldhaft erworben ist, diejenigen, die keine direkten Parasiten der Armut sind; auch für sie tragen die Armen — und das erschwert ihr Los noch — die Leiden mit. Ich weiß natürlich, daß alle Menschen schon allein deshalb leiden, weil sie Gefangene des Todes sind, und ich weiß ebenfalls, daß es noch andere Arten von Leiden als die Entbehrungen und Anfechtungen der Armut gibt — ich möchte hier nicht die Ausschließlichkeit, sondern die Schärfe des Leidens der Armen betonen. Ich möchte damit auch nicht sagen, die Not der Armen sei schuldlos, denn das würde weder empirisch noch theologisch stimmen. Ich möchte nur auf den Dienst hinweisen, den die Armen mit ihrem Leiden all denjenigen leisten, die weniger oder anders leiden, und all denen, die nicht arm sind. Kurz gesagt, wir Menschen leben alle in einer Geschichte, in der jede Handlung, jede Unterlassung und jede Enthaltung in Beziehung steht zu

allem anderen, was irgendwo in der Welt geschieht. Das ist die theologische Bedeutung von Adams Fall und damit dem Fall der Menschheit. In der irdischen Geschichte lebt jeder Mensch auf Kosten anderer Menschen.

Das Besondere am Leiden der Armen ist nicht Unschuld noch sein Ausmaß, noch Einsamkeit noch die Tatsache, daß sich niemand darum kümmert, sondern vielmehr die Klarheit und Direktheit, mit der es von der Macht und der Anwesenheit des Todes unter den Menschen dieser Welt kündet. Der schreckliche und allgegenwärtige Anspruch des Todes stellt sich den Armen nicht anders als allen anderen Menschen oder etwa den Nationen oder Ideologien oder anderen herrschenden Kräften und Mächten; nur fehlt den Armen jede Grundlage, den Anspruch des Todes zu rationalisieren, sie haben keine Möglichkeit, die Augen davor zu verschließen, sie haben keine gefällige Widerlegung und keinen Ort, wo sie ihm entfliehen oder entgehen könnten.

Unter den Armen weiß man, daß die Entfremdung zwischen den Menschen und dem Rest der Schöpfung so radikal und furchtbar ist, daß sich dies wohl einzig mit der Unterwerfung des Menschen und der übrigen Schöpfung unter den Tod erklären läßt. Bei den Armen ist die Beziehung zwischen dem Menschen und dem Rest der geschaffenen Kreaturen, nämlich die Beziehung der Arbeit, nicht mehr eine der Herrschaft, sondern der Knechtschaft, bei der der Mensch, der Arbeiter, zum Objekt wird, lediglich zu einem beliebig austauschbaren Mechanismus, mit wenig oder gar keiner Bezahlung, bis auf die, die schon von Schulden belastet ist. Bei den Armen arbeiten sich die Menschen buchstäblich zu Tode.

Manche arbeiten überhaupt nicht, sie haben noch nicht einmal das. Bei ihnen ist die verlorene Beziehung zwischen dem Menschen und der übrigen Schöpfung vielleicht noch deutlicher ein Vorgeschmack des Todes, ein Tribut an die Macht des Todes. Keine Arbeit haben ist eine ebenso große Last wie arbeiten.

Das Besondere am Leiden der Armen ist nur die Nähe zum Tode, in der ihr Leben Tag für Tag steht.

Doch diese Unverhülltheit des Todes führt im täglichen Leben der Armen zu einer sehr bemerkenswerten Gemeinschaftsmoral. Da ist zum Beispiel das Ethos der Ganggemeinschaft bei den East Harlemer Jugendlichen. In der Ganggemeinschaft entsteht eine Moral, die die Mitglieder dazu bringt, wirklich ihr Leben für einen Kameraden oder für die Gemeinschaft oder für Zwecke zu riskieren, die ein Außenstehender als sinnlos empfindet — wie die Herrschaft über eine Straße voller Unrat oder über ein Mädchen, das höchstwahrscheinlich keine Jungfrau mehr ist. Sie setzen ihr Leben für scheinbar wertlose Ziele ein. Das ist genau das Gegenteil zur Moral der übrigen amerikanischen Gesellschaft, in der kaum einer daran denkt, sein Leben für andere hinzugeben, geschweige denn für Dinge ohne erkennbaren Wert. Doch diese Kinder verstehen das anders: sie haben die Freiheit, ihr

Leben für andere hinzugeben, ganz gleich, wie unwürdig der sei, für den es gegeben wird. Das erinnert an die Heilige Schrift, wo einer sein Leben für alle opfert, obgleich keiner seines Lebens würdig ist.

Gesellschaftliche Moral ist nur ein anderer Ausdruck für Frömmigkeit. Die Nähe zum Tode läßt in den Armen eine umfassende und wunderbare Frömmigkeit reifen. Sie zeigt sich im täglichen Leben der Armen, es ist die ungeheure Demütigkeit der Armen gegenüber ihrer eigenen menschlichen Existenz. Wie es im neunten Psalm heißt: bei den Armen wissen die Menschen, daß sie nur Menschen sind.

Alle, die bei den Armen arbeiten, müssen sich ständig über diese in der Armut enthaltene Frömmigkeit klar sein, sonst fangen sie an, in ihrer Arbeit anmaßend zu werden und zu manipulieren, und die Armen haben schon genug zu leiden, man sollte es ihnen ersparen, sie noch weiter dadurch zu erniedrigen, daß man sie zum Unterpfand der konventionellen Wohltätigkeit macht. Zu viele werden im Namen der Wohltätigkeit, die man ihnen erweist und für sie tut, gemordet.

Die konventionelle Wohltätigkeit, ob staatlich oder privat, gleicht allen anderen Bemühungen des Menschen, das Gute zu erkennen und zu tun: sie kann nur sehr unpersönlich, kurzfristig, oberflächlich, bruchstückhaft etwas gegen die übermächtigen Probleme der Armut tun. Sie ist machtlos gegenüber der harten Realität, die sich in jedem dieser Fälle zeigt, und das ist die Drohung des Todes; nicht eine vorübergehende Drohung, sondern eine ständige, bei jedem Anlaß, in jedem Augenblick. Die schreckliche Verletzlichkeit der Armen ist im Grunde die allen Menschen gemeinsame Verletzlichkeit gegenüber der Anwesenheit und der Macht des Todes in der Welt. Und von der Macht des Todes kann weder einer seinen Bruder befreien, noch kann ein Mensch sich selbst davon befreien.

Doch genau an dies Ausgeliefertsein aller Menschen und der ganzen Schöpfung und der ganzen Geschichte an die Macht des Todes wendet sich der christliche Glauben. Die Christen bekennen, daß die eigentliche Last jeder gleichwie gearteten menschlichen Existenz der Tod ist, und sie bestehen darauf, daß man sich der umfassenden und erbarmungslosen Macht des Todes in allen Menschenwerken — sogar den Werken, die die Menschen für gut halten — stellen muß, daß man nicht darüber hinweggehen darf. Denn die Christen sehen, daß Inhalt und Ergebnis der Entfremdung des Menschen von Gott der Tod ist, und das schließt ein die Trennungen unter den Menschen und die Feindschaft zwischen den Menschen und der übrigen Schöpfung.

Christ zu werden und zu sein heißt durchaus nicht, der Welt, so wie sie ist, zu entfliehen, es ist auch weder eine innige Sehnsucht nach einer «besseren» Welt noch die Hingabe an großzügige Wohltätigkeit noch die Liebe zu «moralischen und geistigen Werten» (was immer das bedeuten soll), noch handliches positives Denken, noch der Glaube an wunderschöne Abstraktionen über Gott. Es ist vielmehr das Wissen, daß es keinen Schmerz und keinen Mangel, keine Erniedrigung

und kein Unglück, keine Geißel, keine Not, kein Elend und keinen Hunger, kein Mühen und keine Versuchung, keine Tücke, keine Krankheit, kein Leiden und keine Armut gibt, die Gott nicht gekannt und für die Menschen in Jesus Christus ertragen hat. Er hat den Tod selbst für die Menschen ertragen und hat damit ein für allemal die Macht des Todes gebrochen.

Dieses Ereignis wird von den Christen für das Heil aller Menschen bekannt und gefeiert und bezeugt in ihrer täglichen Arbeit und Anbetung.

Christ werden und sein bedeutet daher, die unglaubliche Freiheit zu gewinnen, daß man die Last der täglichen, gewöhnlichen, vieldeutigen, vorübergehenden, vergehenden Existenz der Menschen teilen kann, sogar bis dahin, daß man wirklich den Platz eines anderen Menschen einnimmt, ob er nun mächtig oder schwach, gesund oder krank, gekleidet oder nackt, gebildet oder ungebildet, sicher oder verfolgt, selbstzufrieden oder kleinmütig, stolz oder vergessen, behaust oder heimatlos, satt oder hungrig, frei oder gefangen, jung oder alt, weiß oder schwarz, reich oder arm ist.

Für einen Christen sind Armsein und die Arbeit bei den Armen nicht konventionelle Wohltätigkeit, sondern ein Gebrauch der Freiheit, die Christus den Menschen gebracht hat.

Aus: William Stringfellow, «Mein eigenes Volk ist mein Feind», Kreuz-Verlag.

Chinas weltliche Religion

Wer China durch einen kurzen Besuch oder eine Unterhaltung zu verstehen hofft, wird enttäuscht werden. Mit unseren westlichen Begriffen ist oft nichts anzufangen. Ziele und Erfolge eines Regimes müssen in ihrem sozio-historischen Rahmen gesehen werden. Das Beispiel der industrialisierten Länder und derer, die in der Industrialisierung begriffen sind, hilft nichts. Überall anderswo als in China bewirkt die Industrialisierung nicht kollektivistisches Gleichheitsstreben, sondern begünstigt eher soziale Ungleichheit. Das hat zu seinem Kummer auch Stalin erfahren müssen. Man will es damit erklären, daß der Charakter des chinesischen Volkes anders sei und China niemals am Privateigentum gehangen habe. Aber wenn das so ist, warum hat China in seiner 4000jährigen Geschichte nie eine kollektivistische Doktrin entwickelt?

Vom Augenblick meines Eintritts in China war ich erstaunt über das Fehlen der Armut. Gewiß gehen im Zentrum von Kanton die Kinder barfuß, aber betteln tun sie nicht. Man kann sein Gepäck im unverschlossenen Wagen lassen, es wird nicht gestohlen. Alles ist sauber, fast poliert. Liegt das auch am chinesischen Charakter? Aber